

Schockdiagnose

ALS



**Zwei Seiten
einer unheilbaren
Krankheit**

Leben und Pflegen

Burkhard Linke
und
Silke Dörries-Linke
mit Lucie Flebbe

ACABUS

Rattenfängerstadt führten. Mein Vater war zuvor als Maschinenbauingenieur bei einer großen Schiffbaufirma im Hamburger Hafen tätig gewesen. Eine in Hameln ansässige Firma, die Straßenbaumaschinen fabrizierte, hatte ihm eine bessere Anstellung angeboten. Dort entwickelte er jetzt die großen, gelben Maschinen, die auf Autobahnen den Straßenbelag aufnehmen. Damals gab es nur zwei Hersteller in ganz Deutschland.

Noch im selben Jahr bauten meine Eltern ein Haus am Stadtrand von Hameln. Die gesamte Gegend war ein Neubaugebiet, in dem sich zahlreiche Familien mit Kindern angesiedelt hatten.

Ich gehörte zu den geburtenstarken Jahrgängen der sechziger Jahre und hatte unzählige Spielkameraden und -kameradinnen in unmittelbarer Umgebung. Im Sommer waren die Straßen unserer Siedlung voll mit Kindern, die Rollschuh oder Fahrrad fuhren. Meine Brüder und ich brauchten nur vor die Tür zu gehen und uns an den Spielen zu beteiligen.

Mein Interesse für Technik wurde bereits im Alter von vier oder fünf Jahren geweckt. Ich reichte oft meinem Vater die Schraubenschlüssel, wenn er in der Grube im Boden unserer Garage saß, um unser Auto zu reparieren. Ich war fasziniert von Maschinen und Motoren. Sofort fing ich selbst an, an Fahrrädern herumzuschrauben.

Ab dem sechsten Lebensjahr kam Straßenfußball dazu.

Sehr viel Zeit habe ich als Kind auch im nahegelegenen Wald verbracht. Die grünen Weserberge mit ihren Bäumen, Felsen und Bächen boten uns Kindern einen riesigen, natürlichen Abenteuerspielplatz. Wir genossen damals wohl

mehr Freiraum, als die meisten Kinder heute kennenlernen. Oft verschwanden wir gleich nach dem Mittagessen im Wald und kehrten abends erschöpft von unseren Abenteuern zurück.

Meist war ich mit mehreren Freuden unterwegs, die mein Interesse, auf sehr hohe Bäume zu klettern, teilten. Aber auch Messer- und Axtwerfen gehörten zu unseren Freizeitaktivitäten. Außerdem veranstalteten wir Seifenkistenrennen. Die Wagen bauten wir uns aus ausrangierten Kinderkarren selbst zusammen.

Natürlich ließen sich Unfälle nicht vermeiden. Hin und wieder blieb schon mal ein Messer in einem Bein stecken oder jemand fiel aus einem Baum und landete im Krankenhaus.

Als ich größer wurde, fuhr ich oft mit dem Fahrrad zum Güterbahnhof. Auf einem Abstellgleis standen mehrere ausgemusterte Dampfloks zum Verschrotten bereit. Die Maschinen fesselten unser Interesse und das Abstellgleis entpuppte sich als aufregender Spielplatz.

Wir untersuchten die Lokomotiven genau und fanden schnell heraus, dass wir hinten in den Tender klettern konnten, der in fahrbereitem Zustand eigentlich mit Wasser gefüllt gewesen wäre. Im Sommer herrschte im Innern der Dampflok eine Wahnsinnshitze. Das Metall kochte; im Vergleich dazu herrschte in einer Sauna ein geradezu gemäßigtes Raumklima.

Gern sammelten meine Freunde und ich auch trockenes Gras, stopften es in den Schornstein und steckten es an. Die Leute in den umliegenden Schrebergärten sollten denken, die Lok führe los.

Mit acht trat ich dann endlich dem örtlichen Fußballverein bei. Damals verhalfen die geburtenstarken Jahrgänge meiner Generation dem Club zu vier Jugendmannschaften in meiner Altersklasse. Heute sind viele Vereine schon froh, wenn sie eine Mannschaft zusammenbekommen.

Schon als Kind war ich meist einer der größten und kräftigsten Spieler auf dem Platz – meine spätere Körpergröße von 1,92m bei etwa neunzig Kilo Gewicht war bereits vorauszuahnen. Schnell wurde ich in der Mannschaft zum ‚Mann für spezielle Aufgaben‘. Anfangs war ich dafür zuständig, die besten Spieler der Gegenmannschaften zu decken. Später war ich als Torjäger unterwegs.

Durch den Fußballverein hat sich mein Freundeskreis schlagartig noch einmal gewaltig erweitert. Die Kinder in den vier Mannschaften meiner Altersklasse kamen aus dem gesamten Stadtgebiet. Glücklicherweise war ich mit dem Fahrrad bereits recht mobil, so dass ich meine neuen Fußballfreunde auch in anderen Stadtteilen besuchen konnte.

In dieser Zeit bildeten sich Jugendgangs, mit denen es immer wieder zu kleineren Reibereien kam. Nach der Schule verabredeten wir uns zum Raufen. Das Kräfteressen mit den anderen gehörte dazu. Durch meine Körpergröße und meine sportlichen Aktivitäten gehörte ich nicht zu den Schwachen und konnte mir rasch Respekt verschaffen.

So gelang es mir relativ früh, Selbstbewusstsein und eine gewisse Selbstständigkeit zu entwickeln. Und auch Verantwortung für andere brachten meine Eltern mir bei.

„Du bist der Älteste“, pflegte mein Vater mich zu erinnern. „Sei vernünftig und pass auf deine Geschwister auf.“

Leider siegte meine Vernunft nicht immer.

Die erschrockenen Gesichter meiner Eltern, wenn ich mal wieder mit einer zerrissenen Jacke oder Hose nach Hause kam, ließen mich hin und wieder zu einer Notlüge greifen.

„Ich bin mit dem Fahrrad gestürzt“, war eine oft strapazierte Ausrede, wenn mein Vater nicht merken sollte, dass ich mal wieder von einer Rauferei kam.

Meine Technikkarriere war nicht zu bremsen: Nachdem ich mich mit zehn Jahren an die Reparatur der Drei-Gang-Narbenschaltungen der Zweiräder meiner Freunde getraut hatte, reparierte ich mit zwölf die Mofas der älteren Nachbarkinder. Zu einer erfolgreichen Reparatur gehörte natürlich eine ausgiebige Probefahrt und so rauschte ich mit den geliehenen Mofas über abgelegene Waldwege. Mit vierzehn kaufte ich mein erstes eigenes Mofa – defekt und mit Motorschaden – von meinem Taschengeld. Ich bekam es tatsächlich wieder flott. Bald darauf, mit etwa fünfzehn, entdeckte ich, dass der Spielrasenplatz in der Nähe meines Elternhauses von älteren Jugendlichen als Motorradtreffpunkt genutzt wurde.

Kurzerhand gesellte ich mich mit meinem frisch reparierten fahrbaren Untersatz dazu. Viele der Zweiradfans, die sich dort versammelten, waren bereits volljährig. Sie fuhren natürlich schon richtige Motorräder. Ich wurde als der ‚Kleine mit dem Mofa‘ belächelt. Allerdings nur, bis die ersten von ihnen meine Schrauberqualitäten erkannten. Wenige Tage später standen die ersten Motorräder zur Reparatur in der Einfahrt meiner Eltern, was mein Taschengeld schlagartig aufbesserte. Außerdem mussten selbstverständlich auch die großen Maschinen nach der erfolgreichen Reparatur

Probe gefahren werden. Wahrscheinlich verdankte ich es meiner Körpergröße und dem Helm, dass ich nie erwischt wurde.

Mein Ziel zu diesem Zeitpunkt war klar: Sobald ich den ‚großen Führerschein‘ machen konnte, würde ich ein eigenes Motorrad besitzen.

Tatsächlich war es am Ende genau andersherum: Ich besaß das eigene Motorrad bereits vor dem Führerschein.

Wie alle jungen Leute entwickelte auch ich eine Vorliebe für schnelle Maschinen. Diese gipfelte später im Ritt auf der Rakete: einer *Suzuki GS X 1300 R Hayabusa* mit hundertfünfundsiebzig PS und einer Spitzengeschwindigkeit von 330 km/h.

Ich verunglückte nie. Vermutlich kam mir zugute, dass ich schon als Kind auf motorisierten Zweirädern geübt hatte und die Maschinen dementsprechend beherrschte. Eine Vielzahl meiner damaligen Freunde hingegen kamen durch Motorrad- und Autounfälle ums Leben. Das war mir immer wieder eine Warnung, nicht zu übermütig zu werden.

Mit sechzehn eröffnete mir meine Vorliebe für Kleinkrafträder noch ganz andere, bis dahin ungeahnte, Möglichkeiten: Ein klarer Vorteil der Maschinen war, dass ich eine Freundin hinten auf dem Sozius mitnehmen konnte.

So entdeckte ich, sozusagen nebenbei, eine weitere meiner Leidenschaften: Mädchen.

Außerdem hatte ich mir einen kleinen Nebenjob bei der ortsansässigen Bausparkasse besorgt. Das Unternehmen beschäftigte damals etwa dreitausend Mitarbeiter.